

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 8

Artikel: Der neue Adam [Fortsetzung]
Autor: Roger, Noëlle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER NEUE ADAM

ROMAN
VON
NOËLLE ROGER

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von
Betina Flied. Nachdruck verboten

4. Fortsetzung

Sie arbeiten viel zu lange, Hervé. Sie sehen, ich spreche mit Ihnen wie mit einem Sohn. Der Doktor ist auch über Ihre Gesundheit beunruhigt. Ich werde Ihnen eine Tasse Lindenblütentee machen»

Er wehrte kurz, aber gerührt ab und bat sie, sich keinerlei Sorgen um ihn zu machen.

«Keine Sorgen...» wiederholte sie sanft. «Ich sehe Sie oft so nachdenklich, so abgespannt...»

Er lachte. «Viel Arbeit, das ist alles.»

Da richtete sie ihre schönen blauen, jung gebliebenen Augen auf ihn und fuhr leise fort:

«Ich errate... die Verantwortung... die Sorgen. Sehen Sie, mein Kind, Sie, der Sie schon ein großer Gelehrter sind, berufen, erdrückende Verantwortung auf sich zu nehmen... verzeihen Sie, wenn ich Ihnen dies sage: Es gibt nur eins, was Sie ruhig und zufrieden machen kann...»

Sie zögerte, noch schüchterner, und fügte leise hinzu:

«Der Doktor glaubt an Gott, Hervé. Pasteur glaube auch an Gott...»

«Gott!» wiederholte Hervé erstaunt. «Gott!»

In seinem Ton klang heimliche Zurückhaltung. «Aber, Hervé», sagte Frau Fléchéyre, «Gott ist es, der Ihnen Ihr Genie verliehen hat...»

Er hatte Lust zu lachen, dieser maiven Frau ins Gesicht zu schreien.

«Ihr Mann hat mich zu dem gemacht, was ich bin! Verschieden von allen anderen, unfähig zu lieben, verurteilt, allein zu sein... aber mit einer Macht begabt, die Sie sich nicht einmal vorstellen können... unfähig, an Gott zu glauben, da ich das Resultat eines menschlichen Versuchs bin!»

Schweigend schlug er die Augen nieder, wider Willen erschreckt über die Frage, die sich ihm mit unerwarteter Schärfe aufdrängte und die er stets als lästig und unnütz weit von sich gewiesen hatte. Gott?

Sie sah ihn unbeweglich und bleich unter dem grellen Licht des Kronleuchters. Die Müdigkeit höhlte seine Wangen, umschattete seine Augen. Da sagte sie:

«Hervé, gehen Sie zu Bett, versuchen Sie zu schlafen... Gott segne Sie, Hervé!»

Er hörte ihren leichten Schritt, die Tür, die sich schloß. Und er blieb bestürzt vor diesem Gedanken: Gott?

Sein Kopf brannte. Er lief ans Fenster, kühlte ihn in der frischen Nachtluft. Das Funkeln der Sterne schien ihm wie ein Hohn. Er fühlte ein unerträgliches Unbehagen.

Wenn Gott existierte... Aber nein, hundertmal nein! Es gibt keinen Gott!

Er sah wieder Frau Fléchéyres gläubige Augen. Und er fühlte, wie dieser strahlende Glaube ihn ungewollt durchdrang. Vergebens zuckte er die Achseln, bemühte sich, seine Gedanken abzulenken. Er suchte die Figuren der Gestirne, nannte sie laut; die zusammenhanglose Geometrie der Sterne entlockte ihm ein Lachen. Aber plötzlich brach er ab: sie schleuderten Frau Fléchéyres Blick auf ihn. Er rief noch heftiger:

«Ich bin... folglich ist Gott nicht... Jedoch, wenn Gott wäre?» Und er sah zwei trübe, kleine, schwankende Silhouetten auf dem weißen Hintergrund des Laboratoriums.

Wenn es einen Gott gäbe... eine unbekannte Größe... ein Mysterium, das all sein Genie nicht enträtseln könnte und das unberührt und quälend am Rande aller seiner Siege schweben würde?

Hervé stürzte an seinen Tisch, zügelte die Gedanken mit aller Kraft und arbeitete bis zum Morgen.

Ein Kamerad war Silenrioux treu geblieben: Pierre Dubreuil, Externer auf Charpignons Station, den der Professor nicht mochte, weil er es gewagt hatte, vor den Assistenten Hervé zu verteidigen, und dem es eine herbe Freude bereitete, für Silenrioux, den er liebte, zu leiden. Oft kam er Sonntags zu Hervé und erzählte ihm die Chronik des Spitals. Hervé hörte ihm mit stummer Neugierde zu, als freute er sich, seine Beobachtungen vervollständigen zu können. Das linksische Wesen seines Kameraden machte ihn ungeduldig, und es antisierte ihn, dessen zögernde Sätze zu vollenden.

«Schneller, schneller, mein Lieber! Wenn du wüßtest, wie mich dein langsames Sprechen ermüdet! Inzwischen mache ich denselben Weg dreimal...»

Dubreuil überstürzte seine Worte, um ihm zu gefallen, und sagte ohne Groll:

«Du zwingst mich zu einer sehr nützlichen Übung.»

«Tatsache ist», antwortete eines Abends Hervé, «daß wenn du dich für die Prüfung vorbereitest...»

«Und du, Silenrioux, wirst du dich in diesem Jahre melden?»

«Pah... ich werde kaum Zeit haben.»

«Hast du keinen Ehrgeiz?»

Hervé lachte auf.

«Keinen Ehrgeiz? Du hast's getroffen, mein Lieber, keinen Ehrgeiz! Jedenfalls nichts von eurem Ehrgeiz, nichts von dem, was Menschen verleihen können.»

Dubreuil blickte verständnislos in das heitere Gesicht, und da er die Worte Hervés für einen Scherz hielt, fragte er:

«Willst du denn nicht Arzt werden?»

«Ich?» brauste Silenrioux auf. «Ich will die Aerzte abschaffen! Die Krankheit töten! Keine Medikamente mehr! Keine Krankenhäuser! Es tut mir leid um Charpignon und euch alle.»

«Du mockierst dich immer...» murmelte Pierre. Hervé bot ihm eine Zigarette, entzündete sie, warf seine eigene fort und sagte:

«Du glaubst, ich scherze? Die Krankheit töten — scheint dir das zu radikal? Ja, wir sind so gewöhnt, auf halbem Wege stehen zu bleiben... Gibt es was Verpatzteres als unsere Zivilisation, deren sich so viele Dummköpfe rühmen? Sieh diese Lampe! Mit großen Kosten Kraft in Licht umsetzen, dieses nur beschränkt verteilen... es teuer bezahlen lassen... wie schlaue das ist! Schon längst hätte man die elektrischen Birnen zu dem alten Gerümpel von Oellampen werfen sollen. Und das Feuer! Noch immer hat man den Kohlenerimer, den man schaufelweise in den Ofen leert — ist das nicht zum Heulen! Und das Telephon, diese Drahtstrahlen, die der Wind so schön verwickelt! Alles ist so langsam... langsam... Kraft- und Zeitvergeudung!»

«Du bist paradox», zürnte Dubreuil betroffen.

«Mir scheint im Gegenteil, daß unsere Zeit im Zeichen des Tempos steht!»

«Es scheint dir nur so...» sagte Hervé achselzuckend. «Aber ich gehöre nicht in dies Jahrhundert...»

Pierre schwieg. Etwas in Hervés Ton weckte eine große Unruhe in ihm. Er glaubte sich plötzlich am Rande des Abgrundes.

An einem Sonntag kam Dubreuil mit ganz verstörter Miene zu Silenrioux.

«Was ist los?» fragte dieser.

Dubreuil ließ sich in einen Sessel fallen und machte seinem Herzen Luft. Charpignon hatte ihn am Morgen in seiner trockenen, brutalen Art angeschnauzt und ihm vorausgesagt, daß er beim Examen durchfallen würde. «Anmeldung zum Examen ist zwecklos, da Sie es sowieso nicht bestehen werden.»

Dubreuil mimte die Szene mit verzweifelter Erbitterung.

«Bah!» machte Hervé.

«Oh! Charpignon sieht klar, weißt du!»

«Nicht immer.»

Hervé lachte. Pierre verstand nicht den Grund: dies Lachen schmerzte ihn.

«Dir schadet es nicht, mein Lieber», seufzte er. «Aber mir! Was soll ich tun? Noch ein Jahr verlieren?»

«Liegt dir so viel daran, Interner zu werden?»

«Aber Hervé, es geht doch um meine Karriere! Meine Eltern sind nicht vermögend und...»

«Und?» fragte Silenrioux.

«Du weißt, ich habe eine kleine Freundin...»

Ach ja! Dubreuil's Freundin... Armer Junge! Zehn Jahre... Ein braver Schüler, der stolz ist auf sein erstes Fahrrad und Angst hat, man könnte es ihm beim ersten dummen Streich wegnehmen.

Niedlich, die Kleine! Hervé war ihnen in einem Restaurant begegnet; sie hielten sich unter dem Tisch bei den Händen. Ja, die Sonntagsspaziergänge in den Wäldern von Meudon: Kindereien... verlorene Zeit!

«Nun, das ist sehr einfach», sagte Silenrioux. «Komm an deinen freien Nachmittagen zu mir ins Laboratorium. Ich werde dich vorbereiten. Du wirst es schaffen... Oh! Was für ein Gesicht wird Charpignon machen!»

«Wirklich!» rief Dubreuil, der glaubte, sich verheißt zu haben. «Du! du willst das für mich tun! Du, der du keine Zeit hast, dich selbst vorzubereiten!»

«Doch!»

Dubreuil schwieg erregt. Das Zimmer war plötzlich in Sonne getaucht. Pierre schloß gellend die Augen. Und vor ihm wuchs das Bild Silenrioux': Wie er lächelnd am Examentage der verwirrten Jury standhielt, unbekümmert um Universitäts-Erfolge, um das Wohlwollen der Professoren, voller Verachtung für die Streber, allen überlegen...

Und nun opfert er mir das einzige, woran er hängt: seine Zeit. Liebt er mich? Solch ein Glück wäre kaum glaubhaft. Hervés Freund, sein Vertrauter, vielleicht Mitwisser seiner Geheimnisse...

Dubreuil streckte die Hände aus:

«Ach, mein Freund, zwischen uns... auf Leben und Tod...»

Und jäh fühlte er, wie seine jugendliche Liebe für die kleine Freundin verblaßte; sie schien ihm plötzlich nur hemmend.

«Bah», sagte Silenrioux, «du wirst sehen, in zwei bis drei Sitzungen werde ich dir ein schnelleres Verfahren beibringen... Ein Versuch...»

Bei sich dachte er:

Werde ich die Macht besitzen, einen anderen zu galvanisieren? Dubreuil's schwankendem Geist, der durch Schüchternheit gelähmt ist, Sicherheit einflößen, warum nicht?

Hervés Ton genützte, um Pierre aus seinen Träumen zu reißen. Braucht er überhaupt einen Freund, dieser geniale Mensch, der sich selbst genügt? Die auf dem Tische angehäuften Papiere, seine Präparate, sein Mikroskop — das ist sein ganzes Leben, irgendeine herrliche Entdeckung, die er vorbereitet.

«Eines deiner Experimente?» fragte Pierre, seine Enttäuschung verbergend.

Hervé blickte ihn mit seinem überlegenen Lächeln an. Und Pierre, bezwungen, dachte: Seine Experimente...

Dubreuil's begehrlischer Blick ging über die Gegenstände, den Raum, den Rahmen, der täglich Hervés wunderbarem Leben diene. Wie um ein Bekenntnis flehend, wagte er mit schüchternem Eifer:

«Ein Serum für Tuberkulose, nicht wahr?»

(Fortsetzung Seite 226)



Künstler in St. Moritz:

Der Dichter Hermann Hesse im Gespräch mit dem ausgezeichneten Schweizer Maler Louis Moillet, dessen Aquarelle zur Zeit im Hause Naegeli in St. Moritz, zusammen mit Teppichen der Frau Naegeli und Glasmalereien des Malers Rinderspacher, ausgestellt sind. Links außen Frau Moillet, rechts außen der Schweizer Maler Hans Schief, Führer der Metapicassisten, der modernsten Pariser Kunstgruppe

Aufnahme Spreng

«Darüber, mein Lieber, spreche ich mit niemandem», sagte Silenrioux eisig, wieder ganz fremd. — Eine Woche darauf kam Dubreuil wieder, noch verstörter, mit zitternden Händen.

«Nun, was gibst du wieder?»

«Es gibt... es gibt...»

Dubreuil stammelte, fand keine Worte, und um seinen Freund nicht zu erzürnen, sagte er in einem Atemzuge:

«Meiner kleinen Freundin geht's schlecht... Doppelseitige Lungenentzündung... hoffnungslos. Lautenac hat sie heute früh aufgegeben. Aber...»

«Aber...?» fragte Silenrioux mit scharfem Blick. «Aber... das Serum... man sagt, du hättest es gefunden... Du könntest... ich habe nur zu dir Vertrauen, Silenrioux! Wenn du... wenn du sie retten könntest!»

Hinter seiner Gemütsbewegung verbargen sich Gewissensbisse. Vor einigen Tagen war er, in demselben Raum, bereit gewesen, seine kleine Freundin Silenrioux' wegen zu verleugnen... Und jetzt, da sie im Sterben lag, fühlte er, wie sehr er an ihr hing.

Hervé sah ihn an und seine Wangen röteten sich.

«Höre», sagte er, «ich stehe für nichts ein... ich habe noch keine Gewißheit.»

«Ach!» murmelte Dubreuil, «wenn ich sage, daß sie verloren ist!»

«Du wirst mir später keine Vorwürfe machen, wenn...?»

«Nein!» protestierte Dubreuil.

«Wo ist sie? Bei dir? Hole rasch ein Auto! Ich werde indessen das Nötige vorbereiten.»

Drei Tage später verbreitete sich das Gerücht, daß Silenrioux eine an doppelseitiger Lungenentzündung sterbende Frau gerettet hatte.

«Ist es wahr?» rief Flécheyre aus, der gleich nach seiner Ankunft im Laboratorium zu Hervé eilte. «Ist es wahr, was mir Bayel gesagt hat? Du hast das Serum gegen Lungenentzündung gefunden?»

Flécheyres leuchtender Blick ruhte auf seinem Schüler — so mußte wohl Moses das Land der Verheißung betrachtet haben. Er genoß diesen ersten Sieg, der viele andere verheißt, wie eine Herzstärkung. Und lachte befreit auf, als er seiner Besorgnis gedachte. Es gelüstete ihn, sich selbst zu verspotten und Silenrioux um Verzeihung zu bitten.

«Meister, befragen Sie mich nicht. Ich kann noch nichts sagen. Diese Frau... vielleicht ist es Zufall...»

*

«Sie selbst, lieber Freund, bedürfen der Pflege», sagte mit ernster Miene Dr. de Javerne, über Flé-

cheyres Sessel gebeugt. «Ihre nervösen Anfälle sind Symptome großer Ermüdung... Sechs Wochen in Antibes mit ihrer Frau, ohne einen Brief zu schreiben, ohne ein Buch zu lesen, das ist mein Rezept.»

«Unmöglich», sagte Flécheyre. «Ich bin mit Arbeit überladen. Und nun ist auch gerade der Stationsarzt krank geworden.»

«Nehmen Sie einen Vertreter und — reisen Sie!»

«Oh ja, Meister, lassen Sie sich pflegen!» flehte Jacqueline, die den Tee brachte.

Es klopfte. Silenrioux kam herein. Flécheyre richtete sich sogleich auf: «Der Stationsarzt?»

«Es geht schlecht, Meister. Hohes Fieber; heute abend: vierzig Komma neun.»

«Ich werde morgen nach ihm sehen. Hast du die Visite gemacht? Erzähle!»

Die Präzision und Schnelligkeit von Silenrioux' Bericht erweckten ein Lächeln auf Flécheyres müdem Gesicht.

«Da haben Sie den Stellvertreter...» flüsterte Dr. de Javerne. Silenrioux hörte es. Er schlug die Augen nieder und wandte den Kopf ab. Aber Jacqueline hatte den lebhaften Freudenstrahl gesehen, den die Wimpern sogleich verhüllten.

Die nächsten acht Tage sah man Silenrioux, stumm und respektvoll, bis zum Halse in einem blendend weißen Kittel steckend, seinen Lehrer an die Krankenbetten begleiten. Flécheyre verweilte, erörterte eingehend jeden Fall, sprach mit zärtlicher Achtung von den Entarteten, den Nervösen mit Gesichtszuckungen, die er seit Wochen und Monaten geduldig pflegte und deren Zustand er nach und nach gebessert hatte.

«Ihr Vertrauen ist so schön!» sagte er.

Bevor er einen Saal verließ, drehte er sich um und schien von allen diesen entstellten Gesichtern das Lächeln und die Blicke, die ihm folgten, zu sammeln.

Am zweiten Tage schon war Silenrioux mit der Behandlung vertraut, kannte den Namen jedes Patienten, die Einzelheiten seiner Krankheit und bewegte sich ungezwungen inmitten der ihn bewundernden Krankenschwestern. Flécheyre erkältete sich, mußte das Zimmer hüten, und Silenrioux vertrat ihn vollständig. Als der Doktor wieder ins Spital kam, hörte er nur Lob, und Schwester Eliza bat ihn, sich noch zu schonen.

Eines Morgens fiel Flécheyre wieder in Ohnmacht. Darauf wurde die Abreise nach Antibes beschlossen. Er übergab seine Station Silenrioux, das Laboratorium Bayel, und Frau Flécheyre vertraute Jacqueline ihr Haus an.

«In drei Wochen bin ich wieder zurück», versicherte Flécheyre.

Er hatte am letzten Abend seine Assistenten und das Ehepaar Bayel mit ihrem Töchterchen eingeladen.

«Vor allem, lieber Vater, rege dich nicht auf!» sagte Geneviève Bayel. «Es wird schon klappen!»

Jacqueline blickte den Meister an. Sie schwieg. Bange Furcht erfüllte ihr Herz.

Als Dr. Flécheyre mit seinen Anweisungen fertig war, lächelte er seiner Enkelin zu, die neben ihm saß:

«Und du, Mariette, wirst du die Buchstaben kennen, wenn ich zurückkomme?»

Das Kind hob den blondgelockten intelligenten Kopf.

«Ich werde doch erst sechs Jahre!»

«Soll ich's dir beibringen?» fragte Silenrioux. «Du wirst sehen, es geht eins, zwei, drei!»

«Ach nein, nein, Sie nicht!» rief die Kleine; verbarg das Gesicht im Rock des Großvaters und brach in Tränen aus.

«Nanu!» sagte Flécheyre zärtlich und streichelte das Köpfchen, dessen seidene Haare über seinen Aermel fielen.

Und zu seinem Schüler gewandt, gleichsam als Entschuldigung:

«Sie liebte die Arbeit noch nicht... und ich veröhne sie...»

*

Schwester Eliza sah Maurice Bayel wie wahn-sinnig durch die Korridore laufen und die Krankwärtler befragen: «Wo ist Silenrioux? Ach Schwester, wissen Sie nicht, wo er ist?»

Schwester Eliza hob den Kopf; Bayel in seiner Aufregung sah nicht die Bewegung in ihrem Gesicht.

«Ich werde ihn rufen.»

«Sofort, bitte, sofort!» flehte Bayel. «Aber nein, ich werde selbst gehen. Sagen Sie mir nur...»

Schwester Eliza gab den Auftrag weiter, hielt Bayel zurück und flüsterte aufgeregt:

«Herr Bayel, wissen Sie, daß der Stationsarzt gestorben ist?»

Bayel blickte sie verständnislos an.

«Der Stationsarzt?» wiederholte er.

«Ja... ein Rückfall gestern abend... Niemand hat es vermutet... Er war ja schon fast genesen. Herr Bayel, wann kommt Doktor Flécheyre zurück?»

Im Tone der Schwester lag eine ängstliche Bitte, die Bayel diesmal bemerkte.

«Doktor de Javerne besteht darauf, daß er seinen Aufenthalt verlängert. Vielleicht in vierzehn Tagen...»

«In vierzehn Tagen!» wiederholte sie bestürzt. «Oh, mein Gott! Was wird hier inzwischen noch passieren!»

Bayel enteilte, ohne auf sie zu hören. Er hatte Silenrioux erblickt.

«Was gibst du», fragte Hervé. «Geht's Ihrer Kleinen nicht gut?»

«Gar nicht gut...» stöhnte Bayel. «Ach, Hervé, bitte, kommen Sie zu ihr, kommen Sie!»

Und während er Silenrioux mit sich zog, stammelte er:

«Heute früh ein Konsilium... drei Aerzte... sie sagten nicht viel... Und vor allem, ich habe kein Vertrauen zu ihnen... Aber Sie, Silenrioux... Sie! Retten Sie das Kind!»

«Doppelseitige Lungenentzündung, nicht wahr?» sagte Hervé halblaut. «Und es ist der fünfte Tag...»

Sie traten ins Zimmer, wo das Kind schlummerte, rot, fiebrig, die langen feuchten Haare auf den Kissen verstreut... Am Bette Geneviève, von den Nachtwachen erschöpft, zusammengesunken...

Vor allem die Mutter entfernen, dachte Hervé.

«Gnädige Frau», sagte er mit unbeugsamer Autorität, «ruhen Sie sich jetzt ein paar Stunden aus, wir bleiben hier.»

Sein Einfluß war so stark, daß sie willenlos gehorchte und wie eine Nachtwandlerin hinausging.

Darauf beugte er sich über das Kind und seine Augen flammten in jener verzehrenden Neugierde, die einst Dr. Charpignons Schwester erschreckt hatte.

«Bayel, was haben sie Ihnen gesagt?»

Bayel zählte die beruhigenden Prognosen auf. Hervé unterbrach ihn.

«Haben sie Ihnen nicht gesagt, daß es verloren ist?»

(Fortsetzung Seite 228)

Zu unserer Abrüstungs-Nummer!

Wir erhalten aus unserm Leserkreis folgende Aufklärung:

«Die Tabelle der Rüstungsausgaben der Staaten im Jahre 1930, berechnet auf den Kopf jedes Einwohners, sieht bei Ihnen auf Seite 158 und 159 Ihrer Nummer 6 vom 5. Februar 1932 so aus:

Italien	Fr. 38.83	pro Kopf der Bevölkerung
Schweden	> 30.—	» » » » »
Schweiz	> 28.35	» » » » »
U. S. A.	> 24.10	» » » » »
Frankreich	> 22.35	» » » » » etc.

Das ist irreführend. Frankreichs Zahl ist viel zu niedrig. Das kommt daher, daß bei dieser Berechnung die ganze französische Kolonialbevölkerung, nämlich 60 Millionen Neger, Araber, Indochinesen in die Bevölkerungszahl Frankreichs miteinbezogen sind. Rechnet man nur mit der Bevölkerungszahl Frankreichs selber, dann kommt man auf **Schweizerfranken 57.—** pro Kopf. Die kleinen Quoten von Großbritannien Fr. 6.20, Belgien Fr. 6.55, Holland Fr. 2.40, sind möglicherweise darauf zurückzuführen, daß bei Großbritannien die 300—350 Millionen Inder, bei den Belgiern alle Kongoneger, bei

Holland die Bewohner von Niederländisch-Indien mitgezählt sind. — Diese Angaben gehören zur Bildertabelle, sonst ist der Eindruck falsch und die Schweiz rückt zu Unrecht in der Tabelle zu hoch hinauf. Die schweizerischen Zahlen sind auch in ihrer Höhe, wie die Zürcher Illustrierte sie angibt, durch unsere Verhältnisse beeinflusst und durch die günstigen Versicherungen gegen Krankheit und Unfall.»

Wir danken dem Einsender für die Aufklärung und veröffentlichen die Korrektur gerne, da uns bei unserer ganzen Arbeit kein anderer Gedanke leitete, als das Streben nach Wahrheit.

Wir haben im übrigen für unsere Abrüstungs-Sondernummer so viele Briefe des Dankes und der Anerkennung bekommen, daß es der Redaktion nicht möglich ist, auf jedes Schreiben im einzelnen einzugehen, wie es wünschenswert wäre, oder wie wir möchten. Wir bitten also die freundlichen Briefschreiber um Nachsicht und danken Ihnen an dieser Stelle herzlich für ihre Worte.

Die Redaktion der Zürcher Illustrierten

«Oh!» murmelte Bayel verzweifelt, «ich weiß wohl, daß sie mich täuschen...»

«Hören Sie Bayel! Sie wissen, daß ich ein Serum suche, das die Lungen gegen die Bazillen immun macht... Dabei habe ich auch versucht, den Erreger der Lungenentzündung zu bekämpfen. Ich habe noch keine definitiven, aber immerhin befriedigende Resultate erzielt. Wenn Sie wollen, daß ich versuche...»

Er blickte Bayel fest an. Und dieser, fasziniert, verlor den Kopf.

«Ach! Ich beschwöre Sie! Retten Sie es! Versuchen Sie, Hervé!»

«Ich kann für nichts garantieren», murmelte Silenrioux. «Aber in dem Stadium, in dem sich das Kind befindet...»

«Retten Sie es!» flehte Bayel.

«Warten Sie hier. Ich gehe ins Spital zurück... Ich muß meine Dispositionen treffen, um heute nachmittag und heute nacht bei Ihnen bleiben zu können...»

Als Hervé die Einspritzung gemacht hatte, ließ er sich am Bett des Kindes nieder. Seine vor leidenschaftlicher Erwartung geweiteten Augen ruhten auf der Kleinen. Hin und wieder machte er Notizen. Ihm gegenüber beobachtete Bayel jede seiner Bewegungen. Gegen Abend stieg das Fieber. Geneviève reichte bestürzt das Thermometer dem eintretenden Dr. de Javerne.

«Ich hatte den Assistenten unseres Vaters gebeten, uns heute nacht zu helfen...», erklärte Bayel. «Solch ein hohes Fieber habe ich nicht erwartet...», murmelte de Javerne. Er untersuchte das Kind und legte es sanft zurück.

«Fahren Sie mit den Packungen fort...»

«Soll ich meinem Vater telegraphieren, daß er zurückkommt?» stammelte Geneviève.

«Nein... nein! Wozu seine Erholung beeinträchtigen? Uebrigens...»

Er unterbrach sich. Ging fort. Auf der Schwelle sagte er ganz leise zu Silenrioux:

«Dies Fieber ist mir unerklärlich... Heute früh hatte ich noch Hoffnung...»

Sie hüllten das Kind in ein feuchtes Laken. Das Fieber fiel ein wenig, um sogleich wieder zu steigen.

Der kleine glühende Körper, den sie behandelten, der blonde, unbewegliche Kopf, die Händchen auf seiner Schulter... es schien Bayel, daß nur Silenrioux' Gegenwart ihm die Kraft gab, diesen herzzerreißenden Anblick zu ertragen. Und Bayel blickte in seiner Angst vertrauensvoll in Hervés unbewegliches Gesicht.

«Legen Sie sich eine Stunde hin, ich rühre mich nicht vom Fleck.»

Bayel streckte sich auf seinem Bett aus. Seine Glieder waren wie zerschlagen von Kummer und Sorge. Er schlummerte ein und versank dann in tieferen Schlaf, aus dem er jäh aufsprang, als hätte ihn eine Hand an der Schulter berührt.

Wenn sie gestorben ist!

Er sprang aus dem Bett. Schon drängte sich ihm

der Gedanke auf, der ihn bis in den Schlaf begleitet hatte:

Nein, sie kann nicht sterben, wenn Silenrioux da ist.

Er lief, öffnete die Tür. Sein Blick umfaßte den kleinen, ruhigen, blassen Kopf, der unbeweglich auf dem Kissen lag.

«Sie schläft», hauchte er.

Da bemerkte er seine Frau quer im Sessel liegend, in tiefem, betäubtem Schlafe, und Silenrioux, der am Bett beim Schein einer Lampe schrieb.

Er hob den Kopf, und Bayel begegnete dem unerträglichen Glanz der grünen Augen.

«Die Reaktion!» rief Silenrioux aus.

Bayel hatte Lust, dieser triumphierenden Stimme, die den Schlaf des Kindes stören könnte, Schweigen zu gebieten.

«Eine sehr klare Reaktion, die sich bis zu Ende ausgewirkt hat! Diesmal bin ich meiner Sache sicher!»

Bayel näherte sich mit vor Hoffnung bebendem Herzen, beugte sich über das farblose Gesicht, ergriff ein Händchen und... stieß plötzlich einen furchtbaren Schrei aus, beugte sich tiefer, glitt mit den Fingern über die blutleeren Wangen.

«Aber sie ist tot!» stammelte er.

«Seit ungefähr einer Stunde», bestätigte Silenrioux. «Ich habe den Beweis von der Wirkung des Serums... Nur noch eine Frage der Dosierung. Einige Wochen später hätte ich sie gerettet... Künftig wird niemand mehr an Lungenentzündung sterben!»

Er sah aus wie im Trance; sein bleiches Gesicht schien im Halbdunkel zu leuchten. Zusammenhanglose Worte drängten sich ihm auf die Lippen. Erwas wie Rausch ging von ihm aus.

Bayels Schrei rüttelte ihn auf. Hervé sah ihn an, zitterte, besann sich. Sein Zustand fiel von ihm ab wie ein Gewand.

«Ach, mein armer Freund!» murmelte er mit vorgestreckten Händen. «Verzeihen Sie mir... Ich wußte nicht mehr... Ich erkannte Sie nicht in diesem Halbdunkel... Was können wir dagegen... mein armer Freund...»

Hinter ihnen richtete sich Geneviève aus ihrem tiefen Schlaf auf.

Flécheyre lag am offenen Fenster auf einem Liegestuhl, atmete die Sonne ein und sah über das blaue Meer, das der Wind mit weißen Schaumblüten schmückte. Er staunte über diese Lichtfülle im Februar, der über Paris seine kalten Regenschauer ergießt. Staunte über sich selbst, daß er diese Pause in seinem arbeitsreichen Leben leicht hinnahm und ihm Spital und Laboratorium nichts mehr waren als schwankende Nebel, die der erste Sonnenstrahl verjagt. Auf Doktor de Javerne's Verordnung erhielt er keinen Brief, der ihn hätte erregen können. Marie versicherte ihm täglich, daß alles gut ginge; und er glaubte daran und genoß sein «dolce far niente».

Als Marie ihm Bayels Brief brachte, glaubte er

lächelnd den Inhalt im voraus zu wissen: liebevolle Wünsche für seine Gesundheit, den Rat, die notwendigen Ferien zu verlängern, die genaue Schilderung vom schmutzigen Paris, um ihn vom Heimweh zu kurieren... und vielleicht ein Wort von seiner Enkelin, das er den ganzen Tag in sich bewahren würde wie den Duft einer Blume. Lächelnd riß er den Umschlag auf.

«Paris, den 11. Februar.

Mein teurer Vater!

Mit tiefem Schmerz teilen wir Ihnen den Tod unserer geliebten Mariette mit. Eine doppelte, komplizierte Lungenentzündung... Wir wollten Sie nicht beunruhigen, — hatten gehofft, Ihnen gleichzeitig von ihrer Krankheit und Genesung berichten zu können. Wir hegten diese Hoffnung bis zum letzten Moment. Silenrioux hat sich sehr gut benommen. Den letzten Tag und die Nacht wich er nicht von ihrem Bette... Er hat alles Menschenmögliche versucht... Heute früh haben wir sie begraben. Geneviève ist sehr tapfer. Von mir will ich nicht sprechen. Wir bitten Sie inständig, lieber Vater, nicht zurückzukommen. Es ist unbedingt nötig, daß Sie Ihre Kur beenden. In diesem Sinne teilen wir Ihnen heute, auf Dr. de Javerne's Rat, mit, daß alles vorbei ist. Jacqueline wollte zu Ihnen reisen, aber ich mußte ihr die Obhut des Laboratoriums anvertrauen...»

Flécheyre, starr, hielt den Brief in seiner Hand. Er verstand nicht, las noch einmal. Dann glitt ein dichter Schatten über Himmel und Meer. Nur die unerbittlichen Worte waren noch da, bohrten sich in ihn langsam, grausam, wie Dolchstiche.

«Marie...» stammelte er endlich mit ersticker Stimme, «Marie...»

Silenrioux hat sich sehr gut benommen... er wich nicht von ihrem Bette... den letzten Tag und die Nacht...»

Flécheyre liegt in seinem Bett. Träumt er? Er glaubte, eingeschlafen zu sein, und nun hämmern ihm die Worte ins Ohr: «Silenrioux hat sich sehr gut benommen... er hat versucht... alles Menschenmögliche versucht.»

Ist jemand ins Zimmer gekommen, jemand, der Maurice's Brief noch einmal laut vorliest? Flécheyre zwingt sich, den Nebel, der seine Gedanken einhüllt, zu zerreißen. Da erkennt er ein Gesicht, das aus der Finsternis hell hervortritt, das über ihn gebeugte Gesicht von Vézélise, der ihn gewarnt hatte:

«Sie werden noch harte Prüfungen zu bestehen haben... Meister!»

Schweißtropfen auf der Stirn, richtet sich Flécheyre auf. Sein verirrter Geist kehrt aus den Tiefen der Bewußtlosigkeit zurück, mit der Angst, — einer unerträglichen Angst.

Kein Wort vermag diese Angst auszudrücken. Flécheyre will nicht mehr denken, um den furchtbaren Verdacht nicht zu verdichten... Aber er kann nicht mehr im Bett liegen... so unbeweglich, vor dem Meer... Er kann nicht! Er wird keine Ruhe mehr finden.

Die winterliche Morgenröte erhebt die Vorhänge. Er steht auf, schreibt zwei Zeilen auf ein Blatt Papier. Durch die angelehnte Tür hört er im Nebenzimmer Marie leise weinen.

«Marie... ich werde telegraphieren. Wir reisen heute ab.»

Jacqueline teilte es Silenrioux mit, als dieser hastig ins Laboratorium trat.

«Sehen Sie, Silenrioux, ein Telegramm... Herr Bayel wird sie heute abend am Bahnhof erwarten.»

«Heute abend...» wiederholte er.

Trotz aller Selbstbeherrschung konnte er ein Zittern nicht unterdrücken.

Und er blieb unbeweglich, mit gesenktem Kopfe, in Gedanken versunken und hörte nicht auf Jacqueline, die ihn überrascht ansah:

«Was ist Ihnen, Silenrioux? Man könnte meinen, es sei Ihnen unangenehm...»

Was nun? Die Katastrophe... vierzehn Tage, drei Wochen später hätte er zweifellos Flécheyre positive Resultate zeigen können. Aber heute... Flécheyre, dem unleugbaren Verlust gegenüber... Das herrliche Werk, eine Fehlgeburt am Vorabend des Erfolges!

«Das ist unsinnig...» murmelte er.

«Ach!» sagte Jacqueline, die seine Worte mißdeutete, «wir fürchten sehr, daß es seiner Genesung schaden wird!»

(Fortsetzung folgt)

Der Schrei der Welt:

Preisabbau

In nie geahnter Weise verwirklicht
ihn Möbelfirster. Jetzt im Ausverkauf
wundervolle Einrichtungen mit 30, 50 % Rabatt.
Greifen Sie zu! Sofort Prospekt verlangen!

Hier abtrennen

Erwarte Ausverkaufsprospekt. Interesse für Schlaf-, Speise-,
Herrenzimmer. Ganze Aussteuer. Nicht gewünschtes streichen.

Name _____

Wohnort _____

Straße _____

PS. Im Ausverkauf kein Einzelmöbel-Prospekt,
erbitten Besuch unserer Lager. Möbel-Pfister AG. Z. III. 424

Amtl. bew. Teil-Ausverkauf
Zürich u. Bern v. 30. I. - 27. II.



ECHTES EMMENTALERLEINEN
aus den Webereien der Worb & Scheitlin A.-G. / Burgdorf
In guten Läden erhältlich

W&S

SCHUTZMARKE